



Mit Marek Dziony sprach

Dawid Smolorz

Ich werde mit einer Frage beginnen, die weder mit der Minderheit noch mit Jugendarbeit zu tun hat. Sie sind ein ständiger Diakon. Die meisten Menschen wissen nicht viel über diese Funktion. Könnten Sie mehr dazu sagen?

Ein ständiger Diakon ist ein Amt, das schon in der ursprünglichen Kirche existierte. Um das

5./6. Jahrhundert begann es dann in der westlichen Kirche zu verschwinden und wurde erst von dem Zweiten Vatikanischen Konzil erneut eingeführt. Das bedeutet, dass Männer, die ihr ganzes Leben lang Diakone

sein möchten, zum ersten Weihegrad zugelassen werden. Irgendwann in der kirchlichen Entwicklung wurde festgelegt, dass man zuerst Diakon sein muss, um Presbyter zu werden. Infolgedessen begann das Diakonat an Ansehen zu verlieren und verschwand völlig. Im Zuge der fortschreitenden Säkularisierung begann man über die Wiedereinführung dieses Amtes in der Kirche nachzudenken, auch da das Diakonat ein Grad der Weihe ist, den auch verheiratete Männer annehmen können. Es ist zwar möglich im Zölibat zu leben, doch die meisten ständigen Diakone sind verheiratet. Ein Diakon hat fast die gleichen Rechte wie ein Priester. Man kann aber nicht beichten und heilige Messen halten, denn die Umwandlung im Sakrament der Eucharistie und Sündenvergebung im Sakrament der Beichte liegen nicht in der Macht der Diakone. Ein Diakon darf aber taufen, segnen, bei Eheschließungen assistieren und Andachten sowie Beerdigungen durchführen.

Leben Diakone in Pfarreien?

Ein Diakon ist einer Pfarrei zugeordnet, aber wenn er Frau und Kinder hat, wohnt er natürlich in seinem Haus. Auch ein Umzug, zum Beispiel berufsbedingt, ist kein Problem. In diesem Fall erhält er ein Dekret für eine neue Pfarrei. Nur Diakone, die Ordensbrüder sind, leben in

Pfarrhäusern. Alle Diakone, die ich in unserer Diözese, in Polen und in Westeuropa kenne, leben in ihren Privathäusern. Wir müssen nicht ausschließlich in der Kirche arbeiten, dies kann ein zusätzlicher Dienst sein. Ein Diakon muss eine Haupteinkommensquelle haben - dies ist eine Voraussetzung für verheiratete Männer. Ich als Zölibatär habe das Recht, in der Kirche angestellt zu werden. Ich muss es nicht, aber der Bischof selbst hat mir den Dienst in der Minderheitenseelsorge angeboten, die mit der Arbeit in der Eichendorff-Bibliothek verbunden ist.

Wie viele ständige Diakone gibt es momentan?

In unserer Diözese neun, in Polen etwa dreißig. Ich bin der einzige Zölibatär im Land.

Ich möchte nun auf unser Hauptthema zurückkommen. Warum engagiert sich ein Geistlicher für Angelegenheiten der Minderheit? Warum braucht ein Geistlicher eine starke nationale Identität?

Ich meine, dass jeder eine starke nationale Identität haben sollte, insbesondere ein Geistlicher. Außerdem hat Johannes Paul II. immer gesagt, dass



man sich nicht von seinen eigenen Wurzeln trennen kann. Ein Geistlicher ist natürlich für alle da, aber auch für sich selbst. Um ein Vorbild für andere Menschen zu sein, um sie führen zu können, muss man sich seiner Identität sicher sein und wissen, wer man ist. Schon vor der Weihe war ich zugunsten der deutschen Minderheit aktiv. Ich habe die Bibliothek in Zülz geleitet, bei verschiedenen Arten von Feierlichkeiten geholfen, an Treffen teilgenommen, nahm das Angebot von Workshops und Schulungen im Rahmen der Tätigkeit der deutschen Minderheit in Anspruch. Seit 2012 bin ich in Ferienlagern als Betreuer von Kindern aus der deutschen Minderheit im Einsatz. Kurz gefasst, bin ich seit langem an der sozialen, kulturellen und sprachlichen Arbeit beteiligt. Ich habe Germanistik mit Schwerpunkt Übersetzungen studiert. Diese Kenntnisse sind für meine wissenschaftliche Arbeit nützlich. Hätte der Bischof mich nicht der Minderheitenseelsorge zugewiesen, wäre ich vielleicht nicht so engagiert gewesen. Ich stellte fest, dass ich neben meiner geistlichen Arbeit in den Strukturen weiterhin mich auch in nicht konfessionell gebundenen Strukturen engagieren kann. Wenn man für eine Minderheit tätig ist, arbeitet man nicht nur für sie, sondern

eigentlich für Alle. Eine Minderheit braucht Unterstützung und geistliche Fürsorge, und so sollte man es auch betrachten. Ich bemühe mich meinen Tätigkeitsbereich in erster Linie der Seelsorge sowie Bewahrung der Identität, Kultur und Sprache zu widmen. Ich vermeide so weit es nur geht mich politisch zu engagieren, obwohl Politik natürlich unser Leben beeinflusst und es unmöglich ist, ihr völlig zu entfliehen.



Ich wollte Sie fragen, wie Ihre Vorgesetzten auf die Beteiligung an Aktivitäten der Minderheit reagiert haben, aber jetzt weiß ich, dass es der Bischof selbst vorgeschlagen hat und bei dieser Angelegenheit eine Art treibende Kraft war.

Ja, der Bischof und mein direkter Vorgesetzter, Pater Dr. Piotr Tarlinski, der auch Vikar des Bischofs für Minderheiten ist. Mit ihm habe ich die einzelnen Schritte abgesprochen. Ich hatte immer seine Zustimmung. Ohne Wissen der Vorgesetzten geschieht hier nichts. In Polen gibt es eine solche

Tradition, dass jede Gruppe, jede Gemeinschaft ihren eigenen Seelsorger hat, sei es die "Solidarność" sowie andere Vereine oder Berufsgruppen. Es scheint mir daher selbstverständlich, dass die deutsche Minderheit auch seelsorgerische Betreuung erhält.

Eine starke Identität ist eine Sache, aber sie führt nicht unbedingt zur Handlungsbereitschaft. Wie kam es zu ihrem Engagement für die deutsche Minderheit bereits in jungen Jahren?

Ich brauchte immer das Gefühl, dass etwas um mich herum passiert. Und wenn wenig geschah, wartete ich nicht, sondern habe meine Hilfe angeboten. Und so ist es geblieben. Es begann mit einer kleinen DFK Bibliothek, die seit ihrer Gründung 1994 von Frau Żmuda und Frau Kusber geleitet wurde. Als sie sich aufgrund ihres Alters und Gesundheitszustandes nicht

mehr um die Bibliothek kümmern konnten, drohte diese geschlossen zu werden. Es tat mir leid, denn ich habe schon immer Bücher geliebt. Ich dachte mir, dass man diesen Ort zum Leben erwecken könnte, weil ihn nur wenige junge Menschen diesen kannten. Bibliotheken werden heute vielleicht nicht zahlreich besucht, aber es ist mir gelungen, das Interesse an diesem Ort wieder zu beleben. Obwohl es keinen plötzlichen Anstieg der Leserschaft gab, geschah doch etwas rund um diese Bibliothek. Es begann mit einem Projekt, dann folgte ein weiteres. Es kamen Bibliothekstunden im Rahmen des Deutschunterrichts als Minderheitensprache hinzu. Die Kinder besuchten die Bibliothek, haben Bücher ausgeliehen, es wurden verschiedene Wettbewerbe organisiert. Auf dieser Basis sind lavinenartig weitere Projekte mit anderen Institutionen sowie Minderheitenorganisationen entstanden.

Ich möchte, dass wir jetzt in die Vergangenheit zurückblicken. Haben Sie irgendwann die deutsche Identität in sich entdeckt oder steckte sie schon immer in Ihnen drin?

Es war schon immer irgendwo. Meine Eltern erzählten mir, dass ich zuerst Deutsch und dann Schlesisch gesprochen habe. Erst im Alter von fünf Jahren bin ich im Kindergarten auf die literarische polnische Sprache gestoßen. Alle meine Vorfahren sind vor 1945 in Schlesien geboren, wobei die Großeltern meines Vaters jünger waren und nicht so gut Deutsch gesprochen haben. Zum Kriegsende waren sie drei Jahre alt. Ihre Eltern hatten Angst, mit ihnen Deutsch zu sprechen, deshalb haben sie im Alltag den schlesischen Dialekt benutzt. Andererseits sprach meine Großmutter mütterlicherseits praktisch nur Deutsch. Sie kannte Schlesisch, um in der Gesellschaft zu funktionieren. Deutsch habe ich vor allem dank ihr gelernt. Im Laufe der Zeit benutzte ich die deutsche Sprache seltener, obwohl die Lehrer in der Schule immer sagten, dass ich mich in dieser Sprache gut verständigen kann und einen guten Akzent habe. Irgendwann wurde mir klar, dass meine Familie sich von den Familien meiner nicht-schlesischen Kollegen unterscheidet. Ich begann mich mit der Ahnenforschung zu beschäftigen und fragte mich, warum die Namen meiner Vorfahren auf Deutsch erscheinen. Ich habe nach meiner Identität gesucht und mich in die Familiengeschichte vertieft. Es war eine sehr fruchtbare Zeit. Diese Suche hat ungefähr bis zum meinem 20. Geburtstag gedauert. Schlesien ist keine einheitliche Region, irgendwo stellte sich immer die Frage: Wer bin ich? Diese Recherchen, Reflexionen und das, was mir meine Großeltern in meiner Kindheit erzählt haben, führten mich zu dem Schluss, dass wir als Familie stark in der deutschen Kultur verwurzelt sind. Obwohl die deutsche Sprache in der Generation meiner Eltern verschwunden ist, haben sich typisch schlesische und deutsche Bräuche erhalten. Das hat mir die Erkenntnis gebracht, dass wir deutsche Wurzeln haben, obwohl ich auch auf tschechische Abzweigungen

gestoßen bin. Ich fand es schön, ein wenig vermischt und verwirrt zu sein, wie Frau Myszyńska in ihren Gedichten sagt. Jedenfalls hat sie mir bei der Suche nach meiner Identität sehr geholfen. Ich habe mit ihr bei der Ausgabe ihrer Bücher zusammengearbeitet: "Śląskie rozprawianie" und dann die Poesiebände. Und so hat sich diese Identität irgendwie herauskristallisiert. Sie hat bei uns immer auf natürlicher Weise existiert, aber sie wurde mir nicht aufgezwungen, dass ich sie unbedingt akzeptieren muss. Ich fing an, selbst danach zu suchen, und kam zu der Überzeugung, dass es mir angeboren ist und zu mir passt.



Im Allgemeinen ist es wahrscheinlich immer einfacher, als Teil der Mehrheit zu leben. War das Bewusstsein, dass Sie einer nationalen Minderheit angehören, jemals in irgendeiner Weise belastend?

Vielleicht war es in einer Etappe schwer zu akzeptieren. Zumal den Deutschen in der Geschichte Polens oft, und meiner Meinung nach, manchmal fälschlicherweise eine Kollektivschuld zugeschrieben wurde. Als leidenschaftlicher Historiker weiß ich, dass auf diese Weise die Mechanismen der Geschichte funktionieren. Die Gesellschaften schieben die Schuld kollektiv zu, so dass als schwierige Momente sicherlich der Holocaust und

der Zweite Weltkrieg fungieren, aber ich konnte damit umgehen. Vielleicht war es meine starke religiöse Identität, die das Gefühl von Scham oder Schuld, das irgendwo hätte auftauchen können, nicht überwiegen hat. Schließlich kann ich nicht für 20 Jahrhunderte Geschichte verantwortlich sein. Entscheidend ist, was ich hier und jetzt tue. Ich kann ja ein positives Bild von einem polnischen Deutschen ausarbeiten, dessen Familie in der dritten Generation auf diesem Gebiet im heutigen Polen lebt. Mir haben auch die Worte von Erzbischof Nossol geholfen. Irgendwann war es für mich wichtig. Er wies darauf hin, dass es bedeutsam ist, Brücken zu bauen und Versöhnung anzustreben, keine Spaltung. Und so weit

wie möglich versuche ich, dies in meinem täglichen Leben zu realisieren. Es mag den Anschein haben, dass ein junger Mensch nicht daran interessiert ist, was die Älteren sagen, aber man kann auf seine eigene Art und Weise dies umsetzen. Jedenfalls bemerkt meine Generation nicht so stark die alten Gegensätze. Selbst wenn sie irgendwo auftauchen, ist das kaum noch ein Problem. Wenn man heute anders ist und andere Traditionen hat, weckt es eher Interesse. Ich meine, dass die von älteren Generationen seit dem Durchbruch erarbeiteten Vorgehensweisen, heute Früchte tragen. Das hat mir das Leben leichter gemacht. Auf der anderen Seite gehöre ich auch zur Mehrheit. Schließlich lebe ich in Polen, arbeite für die Entwicklung dieses Landes und bin trotz meiner nicht-polnischen Herkunft Teil der polnischen Gesellschaft. Außerdem hilft uns die schlesische Identität, weil ein Schlesier verschiedene, manchmal scheinbar extrem unterschiedliche Elemente, verknüpfen kann.

Sie sind Vorsitzender vom Jugendrat der Minderheit. Als junger Mensch hat man es bei dieser Arbeit mit noch jüngeren Personen zu tun.

Ja, eigentlich fing alles damit an, dass ich im vorgenannten Jahr 2012 Betreuer eines Ferienlagers war. Es stellte sich heraus, dass jemand anderer nicht fahren konnte, also wurde ich angesprochen, weil ich einen entsprechenden Kurs absolviert hatte. Im selben Jahr wurde ich dann zum Betreuer der Ministranten in der Pfarrgemeinde. Der Pfarrer hat mich gebeten, bei der Vorbereitung der Firmlinge zu helfen und so nahm alles seinen Lauf. 2016 fand der Weltjugendtag in Polen statt, also habe ich mich umso stärker engagiert. Als ich 15, 16 oder 17 Jahre alt war, vermisste ich in unserer Pfarrei in Zülz die Seelsorge für Jugendliche sehr. Ich musste auf den St. Annaberg oder nach Oppeln fahren. Wenn man in diesem Alter ist, ist es ein weiter Weg. Man hat noch keinen Führerschein, die Eltern können auch nicht immer hinfahren. Ich habe mich gefragt, was ich tun sollte. Mit einem der Priester haben wir versucht, es ein bisschen anzukurbeln, einmal hat es besser, ein anderes Mal schlechter geklappt. Der Weltjugendtag war ein Punkt, an dem es gelungen ist, viele junge Menschen für diese Idee zu gewinnen. Da ich damals zu älteren Jugendlichen gehörte, wurde ich auf natürliche Weise zur Leitperson. Ich habe geholfen und wurde im Grunde der stellvertretende Hauptveranstalter des Weltjugendtags im hiesigen Dekanat. Ich zog die Sache sowohl in religiöser als auch weltlichen Dimension durch, weil ich versuche es irgendwie zu verbinden, aber gleichzeitig diese Elemente nicht unnötig miteinander zu vermischen. Das ist hilfreich, denn durch rein kulturelle Initiativen, ist es manchmal möglich, jemanden stärker in die Seelsorge einzubeziehen und durch die Seelsorge für ein Engagement in den Reihen der deutschen Minderheit oder anderen Organisationen zu gewinnen.

Junge Menschen, die hier leben und aus Familien mit deutschen Wurzeln stammen, sind nicht nur der natürlichen Polonisierung ausgesetzt, die sich aus der Tatsache ergibt, dass sie in Polen leben. Eine gewisse Gefahr für die Identität ist auch die fortschreitende Globalisierung. Versuchen Sie in Ihrer täglichen Arbeit mit jungen Menschen, deren Identität auf besondere Weise zu stärken oder deutlich zu machen?

Wenn ich eine neue Person treffe, sage ich immer offen, wer ich bin. Manchmal bekommt diese einen leichten Schock oder hat Zweifel, aber dann ergibt sich ein natürliches Interesse und man kann jemanden zu etwas anregen. Aber im Allgemeinen kann man in der Jugendarbeit nicht drängen. Man muss begleiten, beobachten und vor allem mit gutem Beispiel vorangehen. Das ist das Wichtigste. Denn wenn ich mir meiner Identität sicher bin, kann ich auch jemanden darin vergewissern. Jugendliche stellen viele Fragen, man muss nur auf sie zugehen. Es sollte versucht werden, diese Fragen zu beantworten, aber gleichzeitig sollte ein gewisser Freiraum geschaffen werden. Man sollte beachten, dass es Fragen gibt, die ich selber nicht beantworten aber nur Anweisungen geben kann und die andere Person entscheidet dann selbst. Ich glaube, dass es irgendwie hilfreich ist. Außerdem versuche ich, junge Menschen in die Aktivitäten der Minderheit zu involvieren. Ich organisiere Reisen und Treffen für sie, entweder allein oder in Zusammenarbeit mit anderen Mitgliedern der deutschen Minderheit. Meiner Ansicht nach, ist es in dieser Arbeit wichtig, diese Identität zu erhalten oder sie zu wecken und dabei begleiten diese Identität zu finden. Manchmal kann einen seine Identität verwirren. Diese Arbeit unterscheidet sich kaum von der Arbeit an der religiösen Identität. Dies ist auch ein Bereich, in dem niemand zu etwas gezwungen werden kann, jeder muss seine eigene christliche Identität entdecken. Was habe ich davon, wenn ich jemanden zwingen, etwas zu tun. Er wird bis zur Firmung zu den Versammlungen kommen und sich danach von der Kirche verabschieden. Das macht nicht viel Sinn, deshalb zwingen ich in meiner Arbeit mit jungen Menschen diese nicht, zur Messe oder zu Gottesdiensten zu kommen. Vielmehr ermutige ich sie dazu, sich zu engagieren, zum Beispiel, indem ich sage: "Ich brauche euch für dies und das." Aber ich möchte ihnen zeigen, dass es cool und wertvoll ist und es sich lohnt engagiert zu sein. Das funktioniert in der Regel nicht hundertprozentig, aber es bleibt immer jemand dabei. Die Arbeit mit Menschen spiegeln keine ökonomischen Faktoren wieder, hier zählt nicht die Quantität. Vor 10 bis 15 Jahren war die Postmoderne ein Phänomen auf der Ebene der Hochkultur in der Literatur und Kunst - heute hat es sich im Denken junger Menschen etabliert. Die Herausforderung besteht wohl darin, selbst in Zeiten, wo alles, alles oder nichts bedeuten kann, junge Menschen dabei zu unterstützen, den Wert von Identität und Glauben zu finden.